

# „Manche würden mich in einer Jazz-Box wegschließen“

Er ist das, was der Titel eines seiner berühmtesten Songs besagt: ein Chamäleon. **Herbie Hancock** hat nicht nur mit allen Großen des Jazz gespielt, sondern auch mit Popstars wie Sting oder Christina Aguilera. Jetzt wird der geniale Pianist, der immer wieder Anstöße gegeben hat, siebzig. Und gehört musikalisch keineswegs zum alten Eisen. Ein Porträt von Tilman Urbach.

Wie er sich gefühlt haben muss: gerade mal elf und schon mit dem Chicago Symphony Orchestra auf der Bühne. Herbie Hancock wuchs in der Welt der Klassik auf, ein Wunderkind, dessen Helden Chopin und Bach waren, vor allem aber Mozart, dessen Klavierkonzert Nr. 5 in D-Dur er damals, 1952, zu interpretieren hatte. „Üben tue ich heute gar nicht mehr“, bekennt Herbie Hancock freimütig. Und verrät gleich dazu, dass es ihn selten nur so zum Spielen an den Flügel treibe. Er fühle sich mehr als Komponist. Das war ja das Erstaunliche an dem jungen Herbie Hancock, der via Highschool radikal zum Jazz bekehrt worden war, dass da nicht nur einer außergewöhnlich Klavier spielen, sondern auch noch ausgezeichnet komponieren konnte. Früh hatte er mit „Watermelon Man“ einen Hit gelandet, dessen Tantiemen ihn sorgenfreier als andere die Tätigkeit des freien Musikers durchstehen ließen. Das war 1962. Danach kamen weitere epochenmachende Alben, die Hancock als Leader bestritt: „Maiden Voyage“, „Speak Like A Child“. Und: Er ist damals Mitglied in Miles Davis’

vielleicht bestem Quintett, an der Seite von Wayne Shorter, Ron Carter und Tony Williams.

Die eckige Brille, das große Medaillon um den Hals, das Haar zu einer berauschenden Afrofrisur getürmt – so blickt einem Herbie in den späten Sechzigern entgegen. Da sitzt er immer noch bei Miles an den Keyboards, jetzt aber Seite an Seite mit Chick Corea und Keith Jarrett. In diesem denkbar ungleichen Dreigestirn aber vereinte sich nicht nur alles, was das Jazzpiano bis dato darstellte, sondern vor allem, was es zukünftig sein konnte: Corea kam nach furiosen Anfängen mit Flora Purim oder Gary Burton mehr und mehr abhanden, verspielte sich in Hispanics- und Fusion-Projekten, während Jarrett auf seinem akustischen Weg beharrte und zum Klassiker wurde. Nur Hancock wandelte und häutete sich, war immer für Überraschungen gut – und blieb sich treu. Damals in der turbulenten Zeit, als sich der Jazz beinahe stündlich erneuerte, hatte Miles Hancock nicht umsonst aus dem legendären Quintett

in seine neue elektrische Ära importiert. „Herbie war wie ein Schwamm. Man konnte alles spielen, er saugte einfach alles auf“, schrieb der große Trompeter später.

Das ist missverständlich, denn Herbie hörte sich immer nach Herbie an, war nie auswechselbarer Eklektiker, aber er konnte sich in unterschiedlichste Kontexte einfinden und machte sie schnell zu seinem Eigenen. Dazu kommen seine enorme Imaginationsfähigkeit, radikale Offenheit und Experimentierfreude. Das schätzte Miles und konfrontierte

ihn stets mit Neuem: Bei der Plattensession für Jack Johnson, bei der Hancock eher zufällig vorbeischaute, war es etwa das Hybridmonster der Farfisa-Organ. „Spiel!“ befahl Miles. „Ich machte sie an“, erinnert sich Hancock.

„Ich spielte einen Akkord, und es gefiel mir.“ Schnell hatte er sich mit dem elektronischen Instrument angefreundet. Schon zum E-Piano hatte sich Hancock via Miles bekehren lassen, obwohl es diesen einige Mühe gekostet hatte: „Ich war damals Jazz-

**Hancock wandelte und häutete sich und blieb sich dennoch treu**



## Aktuelle CD

River: The Joni Letters; Verve/Universal CD 602517448261

## CD-Tipps des Autors

Maiden Voyage; Blue Note/EMI CD 724349718128

The New Standard; Verve/Universal CD 602498840351

## Buch-Tipp

Broecking, Herbie Hancock, Interviews. Broecking, Berlin 2010, 77 S., 16,90 Euro

*Der Autor hat Herbie Hancock seit den neunziger Jahren immer wieder zu seiner Musik befragt und die gesammelten Interviews in einem kleinen Buch zusammengefasst, ergänzt durch Gespräche mit den Zeitzeugen des letzten Miles-Davis-Quintetts: Ron Carter und Wayne Shorter.*

## Internet

[www.herbiehancock.com](http://www.herbiehancock.com)



Purist“, bekennt Hancock, „ein Snob. Aber das Fender Rhodes klang gut und laut. Endlich konnte ich mit dem Drummer, mit Tony Williams konkurrieren.“ Die Faszination für alles Elektronische blieb. Immerhin hatte Herbie neben Musik auch Elektrotechnik studiert. Synthesizer, E-Piano und Orgel – für Hancock sind es Soundmaschinen, wobei die Betonung auf Maschinen liegt: „Ich bin mein Leben lang neugierig geblieben. Ich wollte immer wissen, wie etwas funktioniert. Wenn ich nicht Musiker geworden wäre, wäre ich Wissenschaftler. Ich mag dieses ganze Zeug, diese wunderbaren elektronischen Dinge.“

Anfang der Siebziger war Hancock in den engen Zirkel der Avantgarde abgedriftet, spielte eine hoch spannende, aber wenig erfolgreiche Musik. Alle Musiker trugen afrikanische Zweitnamen im Dienst der schwarzen Sache. Herbie hieß jetzt: „Mwandishi“, das Swahili-Wort für Komponist. Und dann die Wandlung, die Sensation: Headhunters. Mit dieser Formation knüpft Hancock an den frühen Erfolg an. Es ist wie eine Rückkehr ins Leben. Hancock, inzwischen Buddhist, will wieder den Kontakt zum Publikum. Und nicht nur das: Er will mit seiner Musik Freude bereiten, nicht mehr nur abgehobene Kunst schaffen. „Ich wollte mit meiner Musik zurück zur Erde“, sagt Hancock heute. Es gelingt! „Headhunters“ wird ein Megaseiler, ist die bestverkaufteste

Jazzplatte bis dahin, und Hancock hat den Funk für sich entdeckt. Mit dabei der geniale Saxophonist und Klarinettist Bennie Maupin, der Bassist Paul Jackson, der Perkussionist Bill Summers, der Drummer Harvey Mason. Da sind die Lehrjahre endgültig vorbei.

Dabei macht er sich unter Jazzpuristen keinen guten Namen. Sie werfen ihm Verrat vor. Hört man sich heute jedoch beispielsweise „Chameleon“ an, kann man gerade in Live-Versionen entdecken, wie hellstichtig Hancock in seinen Soli bis ans Äußerste geht. Mittendrin im komplexen Rhythmus-Teppich von Perkussionist Bill Summers und Drummer Harvey Mason hebt Hancock furios ab. Und ist gar nicht weit entfernt von seiner ureigenen Art, das Piano zu be-

**Er will mit seiner Musik Freude bereiten und nicht abgehobene Kunst schaffen**

diene. Zugegeben, was dann kam, hält nicht mehr das Niveau. Hancock geht mit den Pointer Sisters ins Studio, mit Marvin Gaye. Und sein Tschelmechtel mit dem Disco-Pop, sein Megaerfolg mit „Rockit“, dem Song, der sich in den amerikanischen Charts bis auf Platz eins vorschob, sich auch in Deutschland 22 Wochen in den Hitparaden hält, ist vielleicht musikalisch gesehen nicht einmal eine Fußnote wert.

Trotzdem bleibt Hancock immer in Kontakt mit neuen Musikrichtungen: dem Rap, dem Hip-Hop. Und er hat einen sicheren Instinkt, welche Zusammenarbeit sich auszahlt. Auch wenn es im Rückblick immer wieder Projekte

gab, die nicht hätten sein müssen. Denn Hancock kann durchaus dem Pekuniären zusprechen, sich in aberwitzigen Konstellationen verlieren. Seine neue Lang-Lang-Koalition gehört dazu, aber selbst hier ist Hancock jederzeit bereit, den genialen Musiker zu geben, der die Situation adelt. Endlos scheint die Liste derer, mit denen Hancock in seiner Karriere kollaboriert hat. Einmal abgesehen von Dexter Gordon, Freddie Hubbard, Miles Davis, Eric Dolphy und allen großen Jazzern seiner Generation, erscheinen Namen wie Santana, Grandmixer D.ST., der Kora-Virtuose Foday Musa Suso, Bill Laswell, Sting, Paul Simon, Leonard Cohen oder Annie Lennox.

Eines hat Herbie Hancock immer abgelehnt: strikte stilistische Vorgaben! „Es gibt Leute, die mich gern in einer Jazz-Box wegschließen würden. Doch mir geht es um das Gegenteil: Es gibt viele Arten von Musik. Mir ist das Schubladendenken zuwider, dass bekannte Künstler sich mehr oder weniger bewusst in eine bestimmte Richtung drängen lassen. Die Industrie findet das natürlich toll und melkt, so lange es geht. Doch das Schubladensyndrom wird dann schnell zum Fluch!“ Und Hancock reklamiert für sich die Assimilierungspraxis des Jazz, der sich in seiner Geschichte immer neuen Einflüssen ausgesetzt sah und diese schluckte, verarbeitete und etwas Neues hervorbrachte. Immerhin überraschte der Pianist seine Jazzfans Mitte der Neunziger mit seinem Album „The New Standard“, in dem er in altbekannter Manier Pop- und Rock-

songs von Peter Gabriel, den Beatles, Stevie Wonder, Simon und Garfunkel, Prince und Kurt Cobain in Jazzstandards verwandelte. Mit einer tollen Formation: Michael Brecker, John Scofield, Jack DeJohnette, Dave Holland – einem alten Bekannten aus Miles-Davis-Zeiten – und Don Alias.

Natürlich hat Hancock die Neugierde auf andere Musiker gleich welchen Genres nie verlassen. Eine Neugierde, die er von Miles übernommen hat. Der hörte sich auch nicht nur Jazz an, sondern alles von Jimi Hendrix bis zu Cream, den Stones bis zum Flamencovirtuosen Manitas de Plata. Das ist ja das Wunderbare: Egal in welchem Zusammenhang – Hancock ist vor allem Musiker.

Schon lange lebt er in Beverly Hills. Früh hatte er Kontakt zur Filmindustrie, wurde vom Kultregisseur Michelangelo Antonioni kontaktiert, schrieb schon 1966 die Musik zu „Blow up“. „Als sie mir den Film zum ersten Mal zeigten, habe ich nichts verstanden“, gibt Hancock zu, aber Antonioni war Jazzfan, kannte sich aus, liebte Albert Ayler. So überwand Hancock seine Scheu, der Zusammenarbeit stand nichts mehr im Wege. Anfang der Achtziger folgte die Filmmusik zu Taverniers „Round Midnight“. Auch das ein Erfolg. Seit den Siebzigern bis in die Jetztzeit schreibt Hancock Musik für Werbejingles – und fühlt sich heute nicht mehr unbedingt als Teil der Jazz-Community. Sonst würde er in New York leben, gibt er freimütig zu. Trotzdem gibt es kaum einen Musiker, der sich Hancock verweigern würde. Das beweist die Besetzung seiner vielleicht erstaunlichsten Veröffentlichung der letzten Jahre: „River: The Joni Letters“. Da steht Dave Holland am Bass, bläst Wayne Shorter das Sopran- und

Tenorsaxophon, zupft der Ausnahmegitarrist Lionel Loueke die Gitarrensaiten. Daneben singen Stars und Sternchen: Norah Jones, ganz untypisch und dennoch frappierend souverän Tina Turner, die hervorragende Joni Mitchell selbst.

Aber das ist ja das Erstaunliche, dass Hancock gerade an der Seite von Rock- und Popgrößen ein so großartiges, ja vielleicht eines seiner besten Alben nach Jahrzehnten aus dem Hut zaubert. Da geht es eben nicht nur um die hervorragenden Songs von Joni Mitchell, sondern auch um Hancocks Quintett, das waschechten Jazz spielt. Kaum jemals schält sich Hancocks harmonische Sou-

veränität, seine instinktsicher perlenden Melodieeinwürfe, seine effektsicher gesetzten Rhythmen so heraus wie bei diesem Ausnahmeprojekt. „Mir geht es heute darum“, verriet Hancock dem Jazzjournalisten Christian Broecking, „Menschen zu erreichen, die nicht erst meine gesamte Jazzkarriere studieren müssen, um meine neueste Platte zu hören. Es ist für mich heute eine der größten Herausforderungen, mit meinen Ausdrucksmöglichkeiten ein großes und demografisch vielfältiges Publikum zu erreichen.“ Und so wird es auch in Zukunft sein, so lange Herbie die Tasten berührt. ■



**Der praktizierende Buddhist**  
Herbie Hancock im typischen Hippie-  
Outfit der Siebziger.